

JOHANNA

HOLMSTRÖM

ASPHALT

ENGEL

LESEPROBE

ROMAN

ullstein  28

JOHANNA  
HOLMSTRÖM

# ASPHALTENGEL

Roman

Aus dem Finnlandschwedischen  
von Wibke Kuhn

Ullstein

*Für alle Mädchen, die schon mal in einem viel zu  
kurzen Rock ausgegangen sind.*

*Only God can judge me, is that right?  
Nobody else, nobody else  
All you other motherfuckers get out of my business*

*2 PAC*

**Oktober 2005**

Samira

## KAPITEL I

### Samira in der Jungfrugränden

Jede verheiratete Frau ist eine Hure.

Sagte Samira, warf sich ihre Tasche über die Schulter und verschwand mit entschlossenen Schritten über die Jungfrugränden. Die Hände hatte sie in die Taschen ihrer kurzen schwarzen Lederjacke gesteckt und das Kinn in ihrem blauen Schal vergraben. Das dunkle Haar fiel ihr in wilden Locken offen auf die Schultern. Ihre hohen Absätze klapperten auf dem Asphalt.

Herbst. Ahorn, Ebereschen und Lügen schwelten leise vor sich hin, und morgens zog sich der Raureif in einem gehauchten Band über die Wiese.

Hinter der Kneipe Valkeat Yöt, wo jetzt schon die Hobbyalkoholiker saßen und in ihr erstes Bier starteten, wartete bereits das Taxi.

Sie beschleunigte ihre Schritte, legte das letzte Stück fast schon im Laufschrift zurück. Ihren Koffer warf sie auf den Rücksitz, sie selbst stieg vorne ein. Das Taxi fuhr los, langsam zunächst, aber sobald es über die Temposchwelle an der Bushaltestelle gefahren war, gab der Fahrer Gas, und der Wagen verschwand.

**Oktober 2007**

Leila

## KAPITEL 2

### Wie die Überbleibsel von Samiras Leben versteckt und wiedergefunden werden

In einer schlaflosen Nacht vergrabe ich Samiras Leben im Rasen unter unserem Balkon. Das Metallblatt des Spatens gräbt sich tief in die Erde, und ich schwitze in meiner Daunenjacke, als ich die Tüte in der kleinen Grube versenke. Anschließend bedecke ich alles wieder mit einer dicken Schicht Erde.

Am Himmel sind keine Sterne zu sehen. Nur die Fernseher blinken mir aus den dunklen Wohnzimmern entgegen, in den Reihenhäusern, wo die glücklichen Familien wohnen.

Bei Jotunens ist das Rollo heruntergezogen, aber ich weiß noch, wie Samira und ich immer vor ihrem Fenster standen und heimlich die Talentshows mit anguckten – ohne Ton. Ihre Wangen so nah an meiner, dass sich unser Atem vermischte.

Die Nacht ist kühl, und die Straßenlaternen sind schon früh angegangen. Ich trample die aufgrabene Stelle ein bisschen glatt, damit sie nicht so ins Auge fällt, und klettere auf demselben Weg zurück, auf dem ich gekommen bin. Über den Balkon.

In Mamas Zimmer brennt Licht, und ich höre das Geräusch ihrer Computertastatur. Sie sitzt wieder am PC und diskutiert mit ihren Glaubensschwwestern in der finnischen *umma* die *halal* und *haram* ihrer Religion. Sie kann auch nicht schlafen. Stattdes-

sen bleibt sie so lange wie möglich auf, um *Qiyam al-lail* zu beten, eines der freiwilligen Nachtgebete. Um sich die Zeit zu vertreiben, chattet sie im Internet.

Später höre ich sie in der Küche, wo sie alle Messer und anderen scharfen Gegenstände wegräumt, die offen herumliegen. Sie legt sie vor dem Schlafengehen an einen sicheren Platz, weil der Prophet Mohammed gesagt hat, dass man das so machen soll.

Am nächsten Morgen ist der Rasen unter unserem Balkon abgesperrt. Zwischen den Ahornbäumen hat man gelbe Plastikbänder gespannt, auf denen »POLIISI – POLIZEI« steht. Die Bewohner unseres Hauses und der benachbarten Reihenhäuser haben sich rund um das Loch in der Erde versammelt, fast wie bei einer Beerdigung. Man flüstert sich zu, dass in der Nachbarschaft Sachen verschwunden sind, Stereoanlagen, Autoreifen, der eine oder andere Hund, und jetzt erwartet man, dass gleich eine Pfote oder ein Stück Gummi auftaucht.

Stattdessen: eine dünne weiße Plastiktüte von »Alis Halal« unter einer dicken Schicht Erde. Überraschtes Gemurmel, das klickende Geräusch von Feuerzeugen. Man hält mir die Plastiktüte vor die Nase. Ich stehe am äußeren Rand des Kreises und versuche, in der Kapuze meiner Jacke zu verschwinden. Ich nehme die Tüte und halte den Kopf angemessen gesenkt. Nachdem ich die Überbleibsel von Samira in Empfang genommen habe, werde ich noch streng ermahnt, so etwas nicht wieder zu tun.

Der Herbst wartet schon um die Ecke und bläst mir seine Kühle ins Gesicht. Mama in einem langen weißen Bademantel, der ihr bis zu den Knöcheln reicht, einen Handtuchurban auf dem Kopf. Sie starrt die Polizisten mit einer Miene an, dass sie verlegen die Blicke abwenden, als wäre nicht ich diejenige, die etwas Ungesetzliches gemacht hat, sondern sie. Dabei tun sie bloß ihre Arbeit.

Man habe einen Hinweis bekommen, sagt der eine Polizist,

dass sich auf dem abgesperrten Rasenviereck irgendetwas Verdächtiges abgespielt habe.

»Und nicht nur das. Hier in der Gegend sind ja auch Sachen verschwunden«, fährt der Polizist fort, der langsam wieder zu seiner respekteinflößenden Pose zurückfindet. »Autoreifen und ...«

»Autoreifen! Meine Tochter ist noch nicht mal fünfzehn, die wird ja wohl kaum durchs Viertel laufen und Autoreifen stehlen!«, ruft Mama.

»Es waren auch noch andere Sachen, Hausrat ... man kann ja nie ganz sicher sein.«

»Tja, in einer Hinsicht können Sie ganz sicher sein, nämlich dass ich keine Autodiebin großgezogen habe«, antwortet Mama.

»Ja, sieht wohl so aus«, stellt der Polizist fest.

Mama schweigt einen Moment, dann sagt sie:

»Ich würde ja zu gern wissen, wer Ihnen diesen Tipp gegeben hat.«

»Tja ... das können wir leider nicht sagen ...«, antwortet der Polizist. Doch Mama hat aus dem Augenwinkel schon eine Bewegung wahrgenommen.

Markku Jotunen macht ein paar Schritte zurück und steckt sich eine Zigarette an. Mamas Augen verengen sich.

»Das hätte ich mir ja gleich denken können«, murmelt sie, dreht sich um und teilt Blicke wie Ohrfeigen an die Nachbarn aus, die im Kreis um den schlaffen Rhododendronbusch stehen.

Den hat die Stadt im Sommer gepflanzt, damit die Gegend ein bisschen netter aussieht, aber er wird den Winter wohl kaum überstehen.

Dann geht sie wieder ins Haus. Ich folge ihr. Die Plastiktüte schlägt gegen mein Bein. Der verbotene Inhalt tritt seine letzte Reise an, die Treppe hinauf und in unsere Küche.

»Ich dachte, wir hätten das weggeworfen«, sagt Mama und lässt den Stapel Fotos auf ihren Schoß sinken.

Unsere lächelnden Gesichter grinsen uns von den Bildern entgegen. Samira und ich, zwei braunäugige Kinder mit ebenmäßigen Zähnen und blinzelnden Augen. Die Sonne lässt unsere Gesichter in dunklen Schatten verschwinden.

Mama schaut mich mit einem Blick an, der mir bis ins *nafs* zu dringen scheint.

»Du weißt genauso gut wie ich, dass wir die nicht aufheben können.«

»Aber die sind doch ...«

»*Haram*, Leila. Sie sind *haram*. Wie lange hast du die schon?«

»Samira hat sie sich zurückgeholt, nachdem du sie weggeschmissen hattest. Sie hat sie zur Mülltonne rausgebracht, aber es nicht übers Herz gebracht, die Bilder ... Sie hat sie aufbewahrt, bis ...«

Ich sitze auf meinen Händen und weiche ihrem Blick aus. Ihr Daumen liegt auf meinem Gesicht. Er verdeckt meinen gelben Badeanzug, die aufblasbaren Schwimmflügel, meine zaundürren Beine, die an der Stelle abgeschnitten werden, wo die Wasseroberfläche sie schluckt. Ich presse die Lippen zusammen. Dann klickt ein Feuerzeug, und eine blasse Flamme leckt an den Rändern unserer bunten Kodakmomente.

Samira im Ballettkleidchen – verkohlt. Ich auf einem fetten Pony vor sommergrünem Hintergrund – Asche. Unsere aneinandergeschmiegteten Wangen, ein Grinsen, so breit, dass einem die Kiefer wehtun – vom Feuer verzehrt. Eine in die Kamera winkende Samira, die einen knallroten Schlitten in der Hand hält, der Handschuh so schneeswer, dass er ihr fast von der Hand rutscht, die Haare, die ihr offen über die Schultern fallen, und die braune Cordjacke mit Kapuze und Teddyfutter. Ich, vielleicht ein Jahr alt, im Sitzen, mit einem kunterbunten Paket im Arm, Sa-

mira, die gerade gehen gelernt hat, das runde Gesicht und die dunklen Augen schauen zur Kamera hinauf, und Mama und Papa, damals noch glücklich, vor einem glitzernden Weihnachtsbaum mit roten Christbaumkugeln.

Als ich zu ihr aufblicke, sehe ich, dass sie die Lippen ebenfalls zusammenpresst. Dann dreht sie sich weg und sorgt dafür, dass das Feuer in der Spüle unsere Erinnerungen in Rauch aufgehen lässt.

Ich gehe in mein Zimmer, ohne dass sie es mir befehlen müsste, und mache meinen Schrank auf. Früher war das mal unser Wohnzimmer-schrank, in dem auch unser Fernseher stand, bis Mama erfuhr, dass die Bilder im Fernsehen ebenfalls verboten waren, und der Apparat fortmusste.

»*Haram!*«, sagt Mama. Verboten. In einem Haus, in dem es Fotos gibt, wird sich niemals ein Engel zeigen.

Und ein Haus, das die Engel verlassen haben ...

Papa und ich versuchten damals zu argumentieren, dass die Bilder ja gewissermaßen nicht *im* Fernseher sind, sondern durch den Raum schweben und körperlich gar nicht existieren, doch Mama entgegnete, das sei ganz egal, weil die meisten Fernsehbilder sowieso viel zu sündhaft seien. Da kam Werbung für Tampons in der Sprache des Propheten und türkische Popsongs, die sich allesamt nur um *zinaa* drehten. In Tiersendungen trieben Affen und Löwen verbotene Dinge, und in den Fernsehserien wurde unablässig geflucht. Da wurden Männer gezeigt, die beim Pilgergebet am heiligen Stein, der *Ka'ba* in Mekka, einschließen, und Sportlerinnen in hautenger Elastankluft, die mehr enthüllte als verdeckte. Daher war es besser, überhaupt nichts mehr zu sehen und sich stattdessen gedanklich mit Gott zu beschäftigen und *dhikr* zu machen. So entschied Mama, und damit trug sie den Fernseher zum letzten Mal in den Keller.

Wenn Mama etwas entscheidet, ist sie nicht mehr umzustimmen, und deswegen ist der Platz, an dem früher der Fernseher stand, jetzt leer. Im Schrank liegen bündelweise Fotos. Ich sehe sie durch, bis ich plötzlich eines in der Hand halte, das ich schon fast vergessen hatte.

Mama und Papa am Strand, weit entfernt in Zeit und Raum. Die Luft ist hellblau. Lila am Horizont. Sie haben die ganze Nacht hindurch gestritten, ihre Augen sind verheult und müde, sandig von dem ganzen Dreck, den sie sich gegenseitig ins Gesicht geworfen haben, seit sie ihren hitzigen Wortwechsel begonnen haben.

Jetzt treffen sich ihre Blicke. Sie haben die Nacht überstanden, nun kommt das Licht zurück. Bald werden alle erwachen, die Vögel zwischen den Kastanienblüten und auch die Taxifahrer, die in ihren Autos gedöst haben. Aber in diesem Moment fühlt es sich noch so an, als wären sie vollkommen allein auf der Welt.

Im Hintergrund spielt Stevie Wonders *Ribbon in the Sky*, und ihre Hände finden sich, halten einander kurz fest. Dann gleiten sie wieder auseinander, bis sich nur noch die Fingerspitzen leicht berühren. Stevie fängt an zu singen, ganz sachte: *If allowed, may I touch your hand, and if pleased, may I once again, so that you too will understand, there's a ribbon in the sky for our love.*

Das Ganze ist viel zu kitschig, um wahr zu sein. Meine Mutter. Mein Vater. Der Strand und der Morgen, der niemals anbricht. So hat Papa es mir erzählt.

Das Bild ist wichtig. Es bedeutet, dass Mama und Papa einmal glücklich gewesen sind. Um sich daran zu erinnern, braucht man Beweisfotos. Ich habe mehrere. Sie liegen sicher verwahrt ganz hinten in meinem Schrank, in dem so ein Chaos herrscht, dass nicht mal Mama, die ansonsten alles unter penibelster Kontrolle hat, Ordnung schaffen kann. Sie sitzt immer nur seufzend davor und sagt:

»Leila ...«

Und ich antworte.

»Ja, ja ... ich mach schon.«

Und dann bleibt alles beim Alten, bis sie irgendwann wieder in der Stimmung ist.

»In ein Haus, in dem es Bilder gibt, kommen keine Engel«, sagt Mama.

Ich frage sie, ob das für das ganze Haus gilt, und wie sie die Leute dazu bewegen will, die Satellitenschüsseln abzunehmen, die an jedem Balkongeländer montiert sind, oder wie sie unsere Nachbarn zwingen will, ihre Zeitungsabos zu kündigen, was sie selbst schon längst getan hat. Ich frage sie, ob sich die Engel einfach in *Zimmern* nicht wohlfühlen, in denen sich Bilder befinden, und ob die Engel, die ja eigentlich immer auf meinen Schultern sitzen und meine guten und bösen Taten notieren sollen, gar nicht ins Zimmer kommen können, wenn sich Bilder darin befinden. Ich frage auch, wie es überhaupt sein kann, dass sie immer bei jedem Menschen sind, bei Muslimen wie Nicht-Muslimen, mit ihren Notizblöcken in der Hand, wenn sich doch in den meisten Zimmern Bilder befinden. Ich erinnere Mama daran, dass sie selbst auch Zeit in solchen Räumen verbringt, zumindest in der U-Bahn, wo auf jeder freien Sitzbank Gratiszeitungen liegen, und bei der Arbeit vorm Computer, wo sich auf dem Tisch im Kundenbereich Kreuzfahrtprospekte stapeln.

Aber Mama lässt sich von solchen Details nicht aus dem Konzept bringen. Sie stellt nur fest, dass ich mir nicht den Kopf über das Wie und Wo und Warum zerbrechen soll, denn Gott sieht und hört alles, ganz besonders naseweise Fragen und Mädchen, die ihren Eltern Widerworte geben.

Samira hat mir beigebracht, dass man alles aufheben muss, was man auf der Straße findet, da man nie weiß, wann man es brauchen kann. Deswegen hielt Samira den Blick immer gesenkt auf ihre schwarzen Turnschuhe, die die Straße auf und ab liefen.